

wurde mit den neuen Bischöfen von Klerikern, die sich dem Regime oft willfährig erwiesen haben, zu jenen Oberhirten verschoben, die glaubwürdig die Interessen der Kirche vertreten. In der neuen personellen Zusammensetzung könnte die Ordinarienkonferenz erstmals der bedrängten Kirche des Landes wirksamen Rückhalt geben. Nicht zu unterschätzen ist auch das Gewicht, das der Ratschlag des slowakischen Metropoliten und der neuen Bischöfe bei der Bestellung künftiger Bischöfe in der ČSSR haben wird.

Die Genugtuung über die jüngsten Bischofsernennungen in der ČSSR und die Zustimmung, auf die sie in der tschechischen und slowakischen Ortskirche stießen, sollen nicht vergessen lassen, daß nach wie vor zwei Bischöfe – der Apostolische Administrator von Königgrätz (Hradec Králové), *Karel Otčenášek*, und der Prager Weihbischof *Kajetán Matoušek* – amtsbehindert sind, von den geheim geweihten Bischöfen gar nicht zu reden. Tatsache ist auch, daß immer noch die Mehrzahl der Diözesen des Landes – nämlich sieben von 13 – nicht von Bischöfen geleitet werden. Doch die letzten Bischofsernennungen lassen hoffen, daß in weiteren Verhandlungsrunden auch dafür Lösungen gefunden werden können. Ein Sprecher des Vatikans deutete bereits an, daß der Hl. Stuhl davon ausgeht, in naher Zukunft auch den neuen Apostolischen Administrator der mährischen Erzdiözese Olmütz zum Erzbischof erheben zu können, was die Regierung jetzt noch nicht zugelassen hatte. Dann hätten alle drei Kirchenprovinzen des Landes – die böhmische, die mährische und die slowakische – residierende Metropoliten. Damit wäre das Gerüst für den Neuaufbau einer künftigen vollständigen Hierarchie für die katholische Kirche in der ČSSR zunächst einmal geschaffen.

Zeichen, die auf eine Wende hoffen lassen

Aber nicht nur in der ČSSR sind Fortschritte zu verzeichnen. Die Kirche-Staat-Vereinbarungen in Polen, die

Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Warschau und dem Hl. Stuhl, die überwiegend positiv bewerteten Bischofsernennungen in Ungarn, die Fixierung eines Papstbesuches in Ungarn für 1991, die Wiederherstellung einer geordneten Hierarchie in Litauen einschließlich der Rückkehr der amtsbehinderten Bischöfe *Vincentas Kardinal Sladkevičius* (Kaunas) und Erzbischof *Julijonas Steponavičius* (Wilna) in ihr Amt, die erstmals seit dem Krieg möglich gewordene Ernennung eines Bischofs mit Sitz in Minsk für die zwei Millionen römisch-katholischen Gläubigen in

Weißrußland sowie die Ernennung eines Bischofs für die 400 000 ukrainisch-katholischen Gläubigen in Polen (die jahrzehntelang nicht nur wegen des Widerstandes des römisch-katholischen Episkopats, sondern vor allem aus politischen Gründen – das sowjetische Regime, das ja die ukrainisch-katholische Kirche verboten hat, hätte auf einen solchen Schritt zweifellos sehr verärgert reagiert – unmöglich war) sind Zeichen, die einiges erhoffen lassen, jedenfalls solange sich mit Auswirkungen auf den gesamten Ostblock die Gorbatschowsche Öffnungspolitik durchsetzen kann.

P. M.

USA: Der Fall Stallings und die Rassenfrage in der katholischen Kirche

Auch in der US-Kirche macht das Wort vom „Schisma“ die Runde: Ein schwarzer Priester der Erzdiözese Washington, *George A. Stallings*, gab am 21. Juni in einer Presseerklärung die bevorstehende Gründung einer afro-amerikanischen Glaubensgemeinschaft mit Namen „Imani Temple African-American Catholic Congregation“ bekannt („Imani“ ist ein Ausdruck aus dem Suaheli und bedeutet „Glauben“; vgl. *Origins*, 20.7.89, 153 ff.). Stallings verband diese Ankündigung mit Vorwürfen an die Adresse seiner Kirche: Ihr gelinge es nicht, den weitreichenden spirituellen und kulturellen Bedürfnissen der Afroamerikaner gerecht zu werden. Mit seiner Gründung realisiere er nur, was die katholische Kirche zu tun allzu lange gezögert habe: nämlich „willkommen zu heißen, aufzunehmen und zu institutionalisieren, was ethnisch-kulturell für das spirituelle und moralische Wohlergehen afro-amerikanischer Menschen heute unverzichtbar“ sei.

Für die amerikanische Hierarchie dürfte der Schritt Stallings nicht völlig unerwartet gekommen sein. Bereits am Tag vor Aschermittwoch hatte die

ser „seinen“ Bischof, den Erzbischof von Washington, Kardinal *James Hickey*, von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt, eine eigene Kirche aufbauen zu wollen. Hickey hatte damals für einige Monate Aufschub erwirken können: Bevor er Fakten schaffe, so empfahl er Stallings, solle er seine Absicht mit zwei vom Kardinal benannten Geistlichen besprechen, dem schwarzen Erzbischof von Atlanta (Georgia), *Eugene Marino*, und dem gleichfalls schwarzen Priester und klinischen Psychologen *Joseph Verret* in New Orleans.

Die Gespräche fanden statt mit dem Ergebnis, daß Stallings mitteilte, er habe seine Pläne, die katholische Kirche zu verlassen, wieder aufgegeben; er wolle den in der Kirche herrschenden „systematischen Rassismus“ von innen heraus bekämpfen. Nach zwei weiteren Unterredungen mit Kardinal Hickey änderte Stallings jedoch seine Haltung und verkündete in Form einer Presseerklärung die Gründung einer von den Strukturen der katholischen Kirche unabhängigen „nichtterritorialen“ Glaubensgemeinschaft. Die Gründung der Gemeinschaft bedeute aber – so Stallings – „keinen Bruch in der Lehre oder im Glauben mit der ka-

tholischen Kirche“. Und er verstehe sie auch nicht als einen „Akt des Trotzes, des Ungehorsams oder des Abfalls“. Auch wenn die Bildung dieser Gemeinschaft ohne die Billigung oder Autorisierung durch den Ortsbischof geschehe, glaube er, Gottes Geboten gehorsam zu sein und seinem Gewissen zu folgen.

Die formelle Gründung der Gemeinschaft erfolgte dann am 2. Juli mit einem Gottesdienst in einer Kapelle der Washingtoner schwarzen Howard-Universität, in der Stallings' Gemeinschaft bis zur Errichtung einer eigenen Kirche Zuflucht gefunden hat. Rund 1000 Personen nahmen an diesem Gottesdienst teil. Stallings verwandte dabei den – seit gut einem Jahr für die Bistümer Zaires approbierten und konfirmierten – sogenannten „zairischen Meßritus“ (vgl. HK, August 1988, 400; Gottesdienst, 23–24/1988, 184 ff.). Erzbischof Hickey distanzierte sich von Stallings in zwei Schritten: Unmittelbar nach der ersten Ankündigung durch Stallings, eine neue Gemeinschaft gründen zu wollen, untersagte er ihm, öffentliche Gottesdienste abzuhalten. Am Tag nach der ersten liturgischen Feier innerhalb der neuen Gemeinschaft suspendierte er ihn vom geistlichen Amt.

Bischof Ricard: „Ebenso rückschrittlich wie tragisch“

George Stallings ist in der US-Kirche kein Unbekannter. Der 41jährige Geistliche stammt aus North Carolina, einem Bundesstaat mit hohem Schwarzen-Anteil sowie einem geringen Anteil von Katholiken an der dortigen schwarzen Bevölkerung. Er kommt aus einer katholischen Familie, war aber stark beeinflusst von einer baptistischen Großmutter. Der baptistische Predigerstil prägte auch seine Haltung als katholischer Seelsorger. Als Seelsorger unter Schwarzen gilt Stallings als erfolgreich. Seine schwarze Pfarrgemeinde im Washingtoner Stadtteil Anacostia vergrößerte sich 1976 bis 1987 von 200 auf 2000 Familien (vgl. Time, 10.7.89).

Diese Gemeinde verließ Stallings vor einiger Zeit – wie es hieß – studienhalber. Schon bald aber kehrte er wieder in die Seelsorge zurück. Er wurde von Kardinal Hickey 1987 zum „Evangelisten der Erzdiözese“ (Washington) ernannt. Im gleichen Jahre wurde er außerdem Vorsitzender des *National Black Catholic Clergy Caucus*, einer 1968 gegründeten Bruderschaft von etwa 750 schwarzen Priestern, ständigen Diakonen und Ordensbrüdern. Sie gibt den schwarzen Priestern Hilfestellung in ihrer pastoralen Tätigkeit und widersetzt sich vor allem institutionalisierten Formen der Diskriminierung von Schwarzen. Wohl mit Rücksicht auf die damals schon geplante Gründung der neuen Gemeinschaft legte Stallings den Vorsitz Anfang des Jahres nieder.

Verschiedene US-Bischöfe reagierten auf Stallings' Schritt betroffen und enttäuscht. Kardinal Hickey äußerte die Ansicht, die Gründung der Gemeinschaft habe mehr mit den *persönlichen Bedürfnissen und Erwartungen* von George Stallings zu tun als mit der Frage nach dem rechten Weg im kirchlichen Miteinander von Schwarzen und Weißen (vgl. Origins, 20.7.89, 156). In dieselbe Richtung weist eine gemeinsame Stellungnahme der 13 schwarzen US-Bischöfe (vgl. Catholic News Service, 13.7.89): Sie warnten vor der Vermischung von „persönlicher Enttäuschung, individuell empfundener Frustration und persönlichem Ärger“ mit dem Kampf gegen den Rassismus. Der Rassismus sei eine zu ernste Sache, als daß man ihn als „Deckmantel selbststüchtiger Ziele“ benutzen dürfe.

Der Vorsitzende der Kommission der US-Bischofskonferenz für die schwarzen Katholiken, Weihbischof *John Ricard* (Baltimore), bezeichnete den Schritt Stallings als „ebenso rückschrittlich wie tragisch“. Er verdunkelte die „heroischen Anstrengungen“ vieler afro-amerikanischer Katholiken in der Vergangenheit, die sich für eine volle Teilhabe am kirchlichen Leben gegen allerlei Widerstände eingesetzt hätten. Als Beweis für das Erreichte führte Ricard die „enorme Lebendigkeit“ afro-amerikanischer Pfarrge-

meinden in den USA an, speziell in der Bundeshauptstadt Washington. Dies gelte auch für die vielfältige Verwendung der Gospel-Musik und für die Aufnahme afro-amerikanischer Symbole in die katholische Liturgie.

Die Bischöfe sind sich der Probleme bewußt

Stallings hingegen hielt der katholischen Kirche seines Landes in seiner Predigt vom 2. Juli vor, sie habe sich zwar in Dokumenten immer wieder mit dem Rassismus auseinandergesetzt, bewirkt habe sie bisher damit aber nichts. Zu lange habe man in der Kirche nur über den Rassismus geklagt. Wer aber etwas tun wolle, dem werde geraten, seinen Mund zu halten: „Uns wird immer wieder gesagt: Wartet ab. Warum müssen wir warten? Was wir tun müssen, kann uns niemand abnehmen“ (Catholic News Service, 5.7.89).

Die Stellung der Schwarzen innerhalb der katholischen Kirche und deren seelsorgliche Bedürfnisse sind – das zeigt der Fall Stallings – ein Problem, das als solches von niemandem in der US-Kirche ernsthaft geleugnet wird. Kardinal Hickey nannte es geradezu eine Ironie des Schicksals, daß sich die US-Bischöfe noch auf ihrer letzten Vollversammlung im Juni (vgl. HK, August 1989, 350 ff.) mit der Lage der schwarzen Katholiken befaßt hätten. Auf der Tagesordnung stand die Erörterung des Entwurfs einer Erklärung (Titel: „Hier bin ich, sende mich“), die Grundlage für die Seelsorgsarbeit unter den afro-amerikanischen Katholiken werden soll. Die endgültige Fassung soll auf der kommenden Vollversammlung im November verabschiedet werden. Auch in dem Entwurf wird zugegeben: Obwohl schwarze Katholiken in der US-Kirche zunehmend akzeptiert würden und diese von kirchlichen Einrichtungen im Bildungsbereich vielfältig profitierten, litten sie weiterhin unter rassistischen Einstellungen in Kirche und Gesellschaft (vgl. Catholic News Service, 19.6.89). In vielen Fällen führte eine unzureichende Beachtung

ihrer Bedürfnisse zur Abwanderung in verschiedene protestantische Denominationen.

Bis heute fällt es der US-Kirche schwer, tief verwurzelte Ressentiments und Verhaltenseinstellungen nachhaltig zu verändern. Für viele Schwarze ist die katholische Kirche immer noch in erster Linie eine „ethnisch weiß geprägte europäische Institution“ (John Deedy, in: *The Tablet*, 11.7.87). Historisch hat dies mit dem Umstand zu tun, daß Schwarze lange Zeit vornehmlich in den protestantisch und ländlich geprägten Südstaaten lebten, während Katholiken vor allem im Nordosten und Mittleren Westen der USA vertreten und überwiegend großstädtisch geprägt waren. Als *Minderheit in einem protestantisch geprägten Land* waren die US-Katholiken lange Zeit viel zu sehr mit sich selbst bzw. mit dem eigenen gesellschaftlichen Aufstieg beschäftigt, als daß ihnen das Los der weithin protestantischen Schwarzen ein sonderliches Anliegen gewesen wäre. Wohl auch deswegen hat die US-Kirche lange gebraucht, um sich den Nöten der Schwarzen überhaupt zu öffnen. Auch zu Zeiten der *Bürgerrechtsbewegung* blieb die katholische Kirche noch ganz im Hintergrund, obwohl einzelne Ordensgemeinschaften sich aufopfernd für die Schwarzen einsetzten und zu den praktischen Überwindern von Rassenvorurteilen gehörten.

Ein eigener Ritus für die schwarzen US-Katholiken?

Bis heute gehören von den 26,5 Millionen Schwarzen in den USA lediglich 1,3 Millionen (4,9 Prozent) der katholischen Kirche an (Catholic Almanach 1987, S. 480). Neuere Untersuchungen sprechen bereits von zwei Millionen. Von den 52 Millionen Katholiken sind damit knapp drei Prozent Schwarze. Von den rund 54 000 US-Priestern sind 300 und von den über 300 Bischöfen 13 Schwarze.

Obwohl die Schwarzen gegenwärtig in der kirchlichen Hierarchie sichtlich stärker vertreten sind als noch vor Jahren, leidet diese Gruppe innerhalb der

US-Kirche unter einem erheblichen *Mangel an Führungskräften* aus den eigenen Reihen. Dies um so mehr, als die Zahl der schwarzen Katholiken durchaus im Steigen begriffen ist, was jedoch seinen Grund nur z. T. in Missionierungserfolgen oder in der katholischen Kirche selbst hat: Der Besuch katholischer Bildungseinrichtungen und auch der Ein- oder Übertritt zur katholischen Kirche wird von manchen Schwarzen nicht selten auch als Ausdruck gesellschaftlichen *Aufstiegs* verstanden, weil sich ihnen damit die Möglichkeit bietet, sich vom herkömmlichen protestantisch geprägten Unterschichtsmilieu der Schwarzen abzusondern. Zugleich aber – der Fall Stallings deutet in eine ähnliche Richtung – gibt es Hinweise auf eine *Abkehr unter Schwarzen von der katho-*

schben Kirche, weil ihnen der Einsatz der Katholiken für die Bedürfnisse der Schwarzen zu halbherzig scheint, und die angestammten protestantischen Denominationen ihnen eine klarer unterschiedene Identität sichern.

Inwieweit mit dem Erstarken der schwarzen Minderheit in der katholischen Kirche der USA die Einführung eines eigenen afro-amerikanischen Ritus akut wird und wie weit der Fall Stallings eine solche Entwicklung u.U. beschleunigt, ist einstweilen schwer zu sagen. Die Meinungen darüber gehen auch unter den Schwarzen selbst auseinander. Der zairische Ritus ist selbst in Afrika die große Ausnahme, und noch läßt sich nicht absehen, ob weltkirchlich einer solchen Entwicklung über Zaire hinaus Raum gegeben wird. K. N.

Chile: Was sich nach dem Verfassungsreferendum ändert

Das Referendum vom 30. Juli, in dem fast 86 Prozent der Chilenen einer Reihe von *Verfassungsänderungen* zustimmten, hat den Weg für die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen am 14. Dezember frei gemacht. Mit diesen Wahlen bzw. dem Amtsantritt des gewählten Präsidenten am 11. März 1990 wird Chile nach 16 Jahren Militärherrschaft zu demokratischen Verhältnissen zurückkehren.

Diesen gewaltlosen, in zähen Verhandlungen zwischen Regime und demokratischer Opposition *erreichten Übergang* hatte noch zu Beginn des Jahres kaum jemand für möglich gehalten. Der Ausgang des Plebiszits vom 5. Oktober 1988, in dem rund 55 Prozent der Chilenen gegen Präsident Augusto Pinochet stimmten, hatte zunächst die Fronten verhärtet: Die siegreiche *Opposition* erhob mit Nachdruck ihre Forderungen nach einer beschleunigten Demokratisierung; der von seiner Niederlage offenbar überraschte General zeigte keinerlei Gesprächsbereitschaft. Gerade in der Frage der Änderung der Verfassung

von 1980, die auf Pinochets Vorstellungen von einer „geschützten Demokratie“ (und seinem Verbleiben in der Macht) zugeschnitten war, stieß die demokratische Opposition auf eiserne Ablehnung (vgl. HK November 1988, 511 ff.).

Pinochet vor dem Abtritt

Ausschlaggebend für den atmosphärischen Umschwung im Regierungslager war dann das offen zutage tretende Machtvakuum in den eigenen Reihen. Die Einsicht gemäßigter Regimepolitiker in die Notwendigkeit, die Weichen für die Zeit nach Pinochet zu stellen, oder auch ihr persönlicher politischer Ehrgeiz waren stärker als die von Pinochet arg strapazierte Vasallentreue. Die Regierung unter Führung von Innenminister Cáceres und das „Parteienbündnis für die Demokratie“, der Zusammenschluß von 17 oppositionellen Parteien, verhandelten schließlich ein Verfassungsreformpaket in 54 Punkten, dem Pinochet widerstrebend zustimmte.